

Friedrich Güll, der Dichter der „Kinderheimat“

Ein Gedenkblatt zum 150. Geburtstag am 1. April 1962

Von Alfons Hayduk

In unseren Lesebüchern gibt es einen eisernen Bestand, der zwar seit Urgroßvaters und Großvaters Zeit verständlicherweise arg zusammengeschmolzen ist. Aber da und dort kehren sie immer wieder, die Gedichte, die der junge Lehrer Friedrich Güll in seiner Vaterstadt Ansbach und später durch Jahrzehnte in seinem Wirkungsort München für die Kinderwelt geschrieben hat. Da sind vor allem das „Kletterbüblein“, „Das Büblein auf dem Eise“, „Das Osterhäselein“, „Der Pelzemärtel“ und wie sie alle heißen.

Neben der mittelfränkischen Stadt Ansbach, die das Geburtshaus Friedrich Gülls in Ehren hält, dazu ein Güllbrünnelein an der Johanniskirche, eine Güllschule und eine Güllstraße ihr eigen nennt, hat auch die Stadt München des Jugenddichters nicht vergessen, der fünfunddreißig Jahre in ihrem Schuldienst gestanden hat. An Gülls Münchener Wohn- und Sterbehause, Mitternerstraße 5, ebenso am Schulhause in der Herzog-Wilhelm-Straße erinnerten Gedenktafeln an den „Vater der modernen Jugenddichtung“, wie man ihn genannt hat. Siebenundsechzigjährig verstarb Güll Weihnachten 1879; er ruht auf dem Münchener Südfriedhof.

Der Münchener Spätromantiker Graf von Pocci und Gülls Malerfreund Kaulbach sind mit ihrer zeitgenössischen Illustrationskunst behilflich gewesen, die Kindergedichte wahrhaft volkstümlich zu machen, zur „Kinderheimat in Liedern und Bildern“, wie die Sammlung Gülls bald betitelt wurde und überall in Schule und Haus begeisterte Aufnahme fand. Außer dem Hoffmannschen „Struwwelpeter“ werden wir kaum einer damals so verbreiteten Jugendschrift wie Gülls „Kinderheimat“ begeben.

Friedrich Güll, der Dichter der „Kinderheimat“, wurde vor einhundertfünfzig Jahren im Herzen der alten Markgrafenstadt Ansbach geboren. Vor genau einhundertfünfundzwanzig Jahren erschien die erste Ausgabe seines Gedichtbuches. Es wurde immer wieder neu gedruckt und so bekannt, ja beliebt und berühmt, daß Gülls Biograph und Nachlaßverwalter, der Schlesier Lohmeyer, schlichtweg schreiben konnte: „Wir kennen ihn alle; uns alle hat sein reiches Herz beschenkt.“ Mit seinen fröhlichen Reimen, so hieß es weiter, sind wir aufgewachsen, haben wir gescherzt und gelacht und an gar mancher seiner Strophen haben wir buchstabieren gelernt.

So ist es geblieben bis in unser unruhiges Jahrhundert hinein. Dann freilich geriet „Vater Güll“ durch die Zeitläufte langsam ins Vergessen. Selbst in den Lesebüchern wurden seine Verse, die vorher jedermann kannte, immer seltener. Und schließlich konnte es geschehen, daß manche Mutter, mancher Vater und der Jugendfreund vergeblich nach Gülls „Kinderheimat“ in der Buchhandlung fragten. Dabei hatte sich kein Geringerer als Gustav Schwab, der Herausgeber der „Deutschen Volksbücher“, und der „Schönsten Sagen des klassischen Altertums“ bereits freudig bemüht, mit einem Vorwort zur ersten Auflage die Gedichte des damals noch unbekannten, erst fünfundzwanzig-

zigjährigen Poeten und Volksschullehrers als gleichwertig denen des vielgefeierten Friedrich Rückert der Öffentlichkeit zu empfehlen. Gülls Verse, so schrieb Schwab begeistert, schienen ihm die Klippe so vieler verfehlter Versuche in Poesien dieser Art „so glücklich vermieden zu haben, so viel kindliche Unbefangenheit zu atmen und besonnenes Dichtertalent zu verbergen, die Lehren, die darein verflochten sind, mit so wenig Lehreriemene und so viel Laune vorzutragen, daß ihm ihr dichterischer Wert ebensowohl als ihr pädagogischer unzweifelhaft deuchte.“

Das gilt im wesentlichen auch heute noch wie vor einhundertfünfundzwanzig Jahren. Mag im allzuraschen Tempo der Zeit auch dieses oder jenes Gedicht sein genütliches Behagen und sein ebenso besinnliches wie genütliches Verweilen in der einst geruhsameren, häuslich behüteteren Welt der Kleinen eingebüßt haben — im ganzen gesehen bleibt Friedrich Güll „obenan in der Reihe unserer besten Kinderdichter“, wie Lohmeyer 1880 in seinem Nachruf sagte, worin er die „seltene Fähigkeit, den Volks- und Kinderton zu treffen“, hervorhob. Unter alt und jung wäre wohl niemand, „der nicht eine ganze Reihe von diesen Kinderreimen von seiner Jugendzeit her, mindestens bruchstückweise, auswendig wüßte, ohne zu ahnen, daß Güll der Verfasser dieser Gedichte war, daß diese Verse überhaupt „gedichtet“ worden sind. Wir meinen, sie als alte Volksweisen von den Kindern auf der Straße aufgelesen, und aus der Großmutter Erinnerungen übernommen zu haben; und gerade in dieser Empfindung liegt der Prüfstein für ihre lautere Natürlichkeit und Echtheit. Solche Töne kann eben nicht die feinste Beobachtung ertauschen, die geschulteste Kunst erfinden.“

Kann einem Jugenddichter wohl Schöneres, Gültigeres widerfahren, als daß seine Poesie zum Volksgut eingegangen, zum Volkslied geworden ist? Daß sie namenlos von Menschenalter zu Menschenalter weiterlebt, als wäre sie schon immer dagewesen auf dem Goldgrund der Gezeiten wie große Dichtung auch?

Der heimliche Stolz des an sich so bescheidenen Friedrich Güll mag es rechtens geahnt haben:

„Ein Goldschmied war mein Vater,
War mein Großvater schon,
Und eine Goldschmiedsader
Pocht auch in mir, dem Sohn.“

Das Volkslied in seiner formalen Anspruchslosigkeit und bezaubernden Schlichtheit, hinter denen aber immer Klarheit und Wahrheit in echtem Ergriffensein des Gemütes schwingen und klingen, das Volkslied, die Volkssprache, der Kinderreim in ihrer Ursprünglichkeit sind für Friedrich Güll lauterer Vorbild und nachahmenswerte Poesie gewesen. Dieses im einzelnen aufzuzeigen wäre reizvoll. Der Dichter der „Kinderheimat“ hat sich hier nicht etwa nur vagen Eingebungen, zufälligen Lautspielen, Alliterationen, Assonanzen und Versmaßen hingegeben. Sein Münchener Biograph Friedrich Gärtner („Friedrich Güll, ein Bild seines Lebens und Wirkens“, München 1890) weist aus den hinterlassenen Aufzeichnungen nach, mit welch erstaunlicher Gründlichkeit und Systematik der anscheinend so leichtbeschwingte, mühelos reimende Sänger am Werk war, Sprache und Form zu meistern. Nachhaltige Studien gingen dem gültigen Geschenk der Muse voraus.

Einblick in die „Werkstatt“ des Dichters gibt seine eigene Erzählung, worin sich seine Anforderungen und Maßstäbe für die Ansprechbarkeit der Jugend

offenbaren: „Wenn ich ein Kinderlied ersinne, sehe ich im Geiste eine Schar Kinder um mich versammelt. Ich sehe ihnen in die Augen, ob es bei jedem Verse strahlt. Nicken die Köpfchen zustimmend, dann habe ich das Rechte getroffen, bleiben die Mienen kalt oder werden gar die Köpfe befremdend geschüttelt, dann gehört jede Zeile dem — Papierkorb.“ Und ein andermal heißt es: „Mir selber kam es stets so vor, als wär' ich bald da, bald dort mit meiner Seele in irgend ein Kind hineingeschlüpft, um mit meiner Zunge all das zu schwätzen und plaudern, und singen zu können, was das kleine Volk träumend und tändelnd aussinniert.“

Bei solcher Einstellung zum Kinder- und Volksleben liegt die besondere Wertschätzung der Mundart durch Güll auf der Hand. Es war gewiß keine Großsprecherei, wenn er von sich bekannte: „Ich lese alle Mundarten Deutschlands ohne besondere Schwierigkeiten.“ Unnötig darum zu betonen, daß Meister der Mundartdichtung wie Gotthelf, Groth, Hebel, Reuter, Stieler in ihm einen begeisterten Verehrer fanden. Seiner Ansbacher Heimatmundart, wie später von seinen Münchener Reifejahren her dem Bayerischen, galt seine besondere Vorliebe. Seine erste Schulstelle in dem Dorfe Flachslanden, nordwestlich von Ansbach gelegen, wo der junge Hilfslehrer zwei Jahre lang 120 Kinder unterrichtete, bis er dann ein Jahrzehnt in Ansbach tätig war, bedeutete zweifellos für den angehenden Dichter den Grundstein zur Volksverbundenheit und Volkstümlichkeit. In diesem Zusammenhang verdient die Mitteilung Gärtners erhöhte Beachtung, Güll habe die erste Fassung eines großen Teils seiner Kinderlieder nach seiner eigenen Aussage im fränkischen und schwäbischen Stadtdialekt geschrieben. Daß bei der Übertragung ins Hochdeutsche manches von der frischen Ursprünglichkeit der Mundart verloren ging, hat Güll selbst bedauert und zitiert für den jetzigen Titel: „Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht“ die Originalfassung: „Wie's Finkle 's Bäuerle im Scheuerle b'sucht.“

Wenn trotzdem Gülls „Kinderheimat“ sich Heimatrecht in Süd und Nord, West und Ost erworben hat, zeugt es für die ihr innewohnende poetische Kraft und die tieferen Werte des Gemüts, die über den Tag hinaus gültig bleiben, verwurzelt im Wesensgrund des Dichters, den in treffender Kürze sein Spruch erhellt:

„Die größte Wohltat, die du Kindern kannst erzeugen,
Mach ihnen Gottesfurcht und Menschenliebe eigen.“

So ist es Anerkennung, Dank und Liebe eines, der selbst auch schon über ein halbes Jahrhundert sich von Gülls schlichten Kindergedichten immer wieder beschenkt und beglückt fühlt, hier ein Gedenkblatt für die von Auflage zu Auflage umfänglicher gewordenen „Kinderheimat“ zu bieten. Sie mag freilich weniger modern und aktuell sein als die Verse heutiger Autoren. Was sie aber unverwechselbar auszeichnet und wirklich zu einer bleibenden Heimat macht, ist ihr Einswerden mit dem kindlichen Gemüt, mit dem kindlichen Geist, ist Friedrich Gülls unsterbliches, weil immer gütiges Herz.

Literaturhinweise:

Julius Lohmeyer, „Ein Erinnerungsblatt“ in „Deutsche Jugend“, Monatsschrift Jg. 1939, ferner in „Kinderheimat, dritte Gabe: Für unsere Kleinen“ von Friedrich Güll (Nachlaß), Gütersloh, 2. Aufl. 1910, S. 7-13

Friedrich Gärtner, „Friedrich Güll. Ein Bild seines Lebens und Wirkens“, 72 S. München 1890
Johannes Orth, „Friedrich W. Güll“ in „Lebensläufe aus Franken“, Bd. 3, S. 182-191, Würzburg 1927.